

**Münchener Beiträge zur
Interkulturellen Kommunikation**

herausgegeben vom
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie
Institut für Interkulturelle Kommunikation
Institut für Ethnologie und Afrikanistik
der Ludwig-Maximilians-Universität München

Band 16

Herausgegeben von

Klaus Roth
Alois Moosmüller

Waxmann Verlag 2004
Münster, München, New York

Zuwanderung und Integration

Kulturwissenschaftliche Zugänge und soziale Praxis

herausgegeben von
Christoph Köck, Alois Moosmüller
und Klaus Roth

[Waxmann-Logo]

Waxmann Verlag 2004
Münster, München, New York

Zur Einführung

Alois Moosmüller, Christoph Köck, Klaus Roth (München)

Dieser Band entstand aus den Beiträgen, die die „Kommission für Interkulturelle Kommunikation“ der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zusammen mit der „Commission for Intercultural Communication“ der Société internationale d'ethnologie et folklore (SIEF) und in Kooperation mit dem Bayerischen Volkshochschulverband im Herbst 2002 in München durchführte. Die Tagung mit dem Titel „Zuwanderung und Integration: kulturwissenschaftliche Zugänge und soziale Praxis“ fand zu einem Zeitpunkt statt, als noch davon auszugehen war, dass das neue Zuwanderungsgesetz („Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern“) der rot-grünen Koalition ratifiziert werden würde, was dann bekanntlich nicht geschah, da die umstrittene Abstimmung im Bundesrat im März 2002 im Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 18. 12. 2002 für nichtig erklärt wurde.

An der Aktualität und Dringlichkeit des Themas hat sich allerdings nichts geändert. Im Gegenteil: Vertreter aus Wirtschaft, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbänden und anderen Interessengruppen betonen, dass eine vernünftige Regelung der Zuwanderung überfällig sei. Zum einen nehme die Migrationsdynamik weiter zu und zum anderen werde Deutschland auf Grund der demographischen Entwicklung immer mehr auf Zuwanderung angewiesen sein. Hinzu kommen massive Probleme mit der Integration eines Großteils jener Zuwanderer, die bereits seit vielen Jahren in Deutschland leben, was etwa den Ergebnissen der PISA-Studie zu entnehmen ist und was sich auch in der Tatsache zeigt, dass die Einbürgerungsrate mit 5% die niedrigste in Europa ist (Bade 2000).

Im öffentlichen Diskurs zum Thema Migration ist eine deutliche Polarisierung festzustellen: Zuwanderung wird entweder als Gefahr oder als Segen gesehen. Die Stimmen derer, die eine nüchterne Auseinandersetzung mit dem Thema fordern, scheinen eher in der Minderzahl zu sein. Angebliche Überfremdungsängste der Bevölkerung werden ebenso für politische Zwecke instrumentalisiert wie die Heilserwartungen von Multikulti-Romantikern. Die einen erhoffen sich von der Zuwanderung aus fremden Kulturen eine bunte, offene, tolerante, lebens- und liebenswerte Gesellschaft, während die anderen vor der „multikriminellen“ Gesellschaft warnen, in der die Deutschen schließlich selbst als diskriminierte Minderheit leben müssten. Romantisierung hier und Rassismus

und Ausländerfeindlichkeit dort sind zwei Seiten derselben Medaille, beide basieren auf puren Wunschvorstellungen, beide weigern sich, gesellschaftliche Realitäten nüchtern wahrzunehmen. Das Miteinander von Menschen, die durch unterschiedliche Kulturen geprägt sind oder sich mit verschiedenen Kulturen identifizieren, stellt eine ernst zu nehmende Herausforderung dar, der mit der Begeisterung für multikulturelle Straßenfeste oder der Liebe für die italienische oder chinesische Küche ebenso wenig begegnet werden kann wie mit der Schwärmerei für historische Vielvölkerstaaten (vgl. Roth 2000). Notwendig ist vielmehr ein umfassender und nachhaltiger (und damit anstrengender) gesellschaftlicher Lernprozess. Die Beiträge des dritten Abschnittes in diesem Band widmen sich der Beschreibung, Analyse und Verbesserung von interkulturellen Lernprozessen, die eine realistische Möglichkeit darstellen können, die geforderten gesellschaftlichen Änderungsprozesse zu initiieren.

Deutschland war schon immer ein Einwanderungsland und wird es auch in Zukunft bleiben. Es steht außer Frage, dass sich die Überlebens- und Entwicklungschancen von Nationalstaaten angesichts der künftigen globalen Herausforderungen ganz wesentlich an ihrer Fähigkeit festmachen werden, Menschen aus unterschiedlichen Kulturen die entsprechenden persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten zu geben, so dass deren kreatives Potential zum Nutzen aller zur Geltung kommen kann. Schon heute kommt die Gesellschaft nicht ohne Zuwanderer aus. Ganze Berufszweige, wie z. B. die Bauwirtschaft, die Gastronomie oder die Alten- und Krankenpflege, hängen von ihnen ab. Dabei ist davon auszugehen, dass die Entwicklungen, die sich in Deutschland abzeichnen, ähnlich sind wie in anderen europäischen Ländern (Fassmann, Münz 1996). Es ist eher unwahrscheinlich, dass Deutschland – wie manche Skeptiker befürchten – bei der Bewältigung der migrationsverursachten Probleme auf Grund seines historischen Kapitals einen Sonderweg einschlagen wird und mehr als andere europäische Länder zu Rassismus und Ausländerfeindlichkeit neigt. Dies wird auch in einigen Beiträgen dieses Bandes deutlich, die den Umgang mit den genannten Herausforderungen aus britischer und französischer Perspektive beleuchten.

In jeder Gesellschaft verursacht Zuwanderung Probleme. Ungeachtet der Tatsache kultureller Fremdheit zeigt sich, dass Alteingesessene gegenüber Neuankömmlingen immer mehr Ansprüche geltend machen, sich überlegen fühlen und die Berechtigung der Zuzügler, „hier“ zu sein, in Frage stellen. Norbert Elias und John Scotson (1990) haben anhand einer empirischen Studie in einer englischen Kleinstadt versucht, den Nachweis zu erbringen, dass es sich hierbei um ein „universal-menschliches Thema“ handelt. Hans Magnus Enzensberger (1994) verfolgt in seinem Essay über Fremdenhass und Migration einen ganz ähnlichen Gedanken. Immer nehme derjenige, der zuerst an einer Lokalität sei, für sich eine höhere Berechtigung in Anspruch, „hier“ zu sein, als er später hinzukommenden Personen zugestehen will. Das zeige sich im Kleinen im

Zugabteil, wenn neu zusteigende Gäste nur mit größtem Zögern in das „eigene“ Abteil gelassen werden, wie auch im Großen, wenn Nationalstaaten ihre Grenzen absperren, um Zuwanderer abzuwehren. So gesehen stellen Zuwanderer ein generelles Problem dar, das durch die Tatsache kultureller Fremdheit noch an Brisanz gewinnt und zwar auf zweierlei Weise.

Zum einen verfügen Zuwanderer aus anderen Kulturen in der Regel über andere „kulturelle Modelle“ (Shore 1996), was bedeutet, dass ihre alltägliche Lebensgestaltung, ihre Art, mit der Umwelt in Verbindung zu treten, und ihre Wertvorstellungen und Lebensentwürfe sich von denen der Mehrheitsbevölkerung unterscheiden. Das Zusammenleben unter der Bedingung kultureller Fremdheit setzt so gesehen die Bewältigung interkultureller Herausforderungen voraus, was wiederum nur möglich ist, wenn kulturelle Andersheit als Faktum anerkannt und respektiert wird. Dies nicht zu beachten kann erhebliche Probleme für die Gesellschaft verursachen. Zum andern können Zuwanderer als kulturell „fremd“ stigmatisiert werden oder diese können sich selbst als „fremd“ stilisieren, was zur Folge hat, dass die Spannungen und Unzufriedenheiten, die sich im Zusammenleben zwischen Alteingesessenen und Zuzüglern ergeben, vorzugsweise mit kulturellen Merkmalen erklärt werden, obwohl eine Vielzahl nicht-kultureller Faktoren als Ursache in Frage kommt. Diese Prozesse kultureller Differenzkonstruktion nicht zu beachten und zu glauben, Kultur sei tatsächlich und allein die Ursache für die Spannungen und Unzufriedenheiten, würde die ohnehin bestehenden gesellschaftlichen Probleme lediglich verstärken. Die Auseinandersetzung mit Zuwanderung und Integration von kulturell Fremden muss diese komplementären Gesichtspunkte in Betracht ziehen, was den Autoren dieses Buchs ein wichtiges Anliegen ist.

Die Gesellschaft muss gangbare Wege finden, die Integration von Zuwanderern so zu gestalten, dass eine sinnvolle Balance zwischen zwei gegensätzlichen Tendenzen gefunden wird, nämlich zwischen vollständiger Assimilation einerseits und der Schaffung eines ethnischen Ghettos andererseits, zwischen der vollständigen Aufgabe einer distinkten kulturellen Identität und dem ausschließlichen Aufrechterhalten bisheriger Traditionen, zwischen der alleinigen Anerkennung universalistischer, Individuum-basierter Prinzipien und der Anerkennung partikularer Gruppenrechte. Wenn hier von „Integration“ die Rede ist, dann geht es um den Weg zwischen den Extremen, wobei klar ist, dass Integration nur funktionieren kann, wenn damit ein wechselseitiges Geben und Nehmen verstanden wird, d. h. ein Prozess, der von den Beteiligten ständig neu auszuhandeln ist. Noch fehlen geeignete Konzepte, solche Prozesse zu ermöglichen und so zu steuern, dass sie von der Mehrheit der Akteure als angemessen und fair bezeichnet werden. Die Aufsätze in diesem Band verstehen sich als Beitrag zur Behebung dieses Defizits.

„Multicultural societies throw up problems that have no parallel in history. They need to find ways of reconciling the legitimate demands of unity and diversity, achieving political unity without cultural uniformity, being inclusive without being assimilationist, cultivating among their citizens a common sense of belonging while respecting their legitimate cultural differences, and cherishing plural cultural identities without weakening the shared and precious identity of shared citizenship. This is a formidable political task *and no multicultural society so far has succeeded in tackling it*“ (Parekh 2000: 343; Hervorhebung d. Verf.).

Die gesellschaftlichen Bedingungen, diesen Spannungsbereich zu „managen“, haben sich seit den 1920er Jahren, als die Migrationsstudien der Chicago-Schule entstanden, grundlegend gewandelt. Wer damals in die USA zuwanderte, hatte in der Regel keine nennenswerte Chance, mit der Herkunftskultur weiterhin lebendigen Austausch zu pflegen. Das Assimilations-Paradigma, das von einem einseitigen Anpassungsprozess der Migranten an die Kultur des Residenzlandes ausging, hat sich in der globalisierenden Welt mit den vielfältigen neuen technologischen Möglichkeiten (Ostry 1997) und den fast unbegrenzten Kommunikations- und Reisemöglichkeiten als unhaltbar erwiesen. Heutige Migranten lassen sich nicht mehr mit dem in den 1920er Jahren entstandenen Modell des *marginal man* von Robert E. Park (1974) beschreiben. Für sie besteht nicht mehr die Notwendigkeit, die Bindung zur Herkunftskultur aufzugeben und sich möglichst vollständig an das neue kulturelle Umfeld anzupassen. Vielmehr haben sie heute die Möglichkeit, zwischen den Kulturen zu leben und alte mit neuen kulturellen Elementen zu mischen (Ackermann 1997).

Während früher einem Individuum nur ein lokal und zeitlich begrenztes Angebot möglicher Lebensweisen zur Verfügung stand, hat sich dies im Zeichen der Globalisierung grundlegend gewandelt. Heute ist ein Individuum in der Lage, sich über Raum und Zeit hinweg aus einem fast unendlichen Vorrat an Möglichkeiten zu bedienen und völlig unterschiedliche Lebensweisen zu imaginieren und zu gestalten. Ein Migrant ist heute nicht mehr darauf angewiesen, sich der lokalen Gesellschaft anzupassen, sondern kann sein Leben (wo immer es lokal stattfinden mag) sehr viel unabhängiger gestalten (Appadurai 1996). Wichtig ist hier vor allem, zur Kenntnis zu nehmen, dass es die prinzipielle Möglichkeit gibt, sich von der Umgebungskultur unabhängig zu machen. Inwieweit dies die realen Lebensumstände tatsächlich erlauben, inwieweit dies von realen Menschen in realen Situationen tatsächlich getan wird und inwieweit ihnen dies eher zum Vorteil oder eher zum Nachteil gereicht, sind Fragen, denen in einigen Beiträgen dieses Bandes nachgegangen wird.

Im Unterschied zu Appadurais Betrachtung der schönen neuen globalisierten Welt ist Clifford Geertz' Metapher einer „Welt in Stücken“ (Geertz 1996) sehr viel weniger positiv. Seine Sicht der Welt bedeutet vor allem, dass die Orientie-

rung, wie sie in der bisher als „zusammenhängend“ konzeptualisierten Welt (und sei es durch die polaren Ideologien diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“) vorherrschte, verloren gegangen ist, was natürlich auch Konsequenzen für die Heuristiken der Kulturwissenschaften hat. Der „Welt in Stücken“ sei weder mit postmoderner Beliebigkeit noch mit „großen Theorien“ – das zeigten die gescheiterten Versuche von Huntington oder Fukuyama – beizukommen. Was nach Geertz gebraucht werde, seien „neue Denkweisen, die mit Besonderheiten, Individualitäten, Absonderlichkeiten, Diskontinuitäten, Kontrasten und Singularitäten umgehen können“ und zwar insbesondere dort, wo es um die „Pluralität der Zugehörigkeiten und Seinsweisen“ geht. Damit spricht Geertz die zentrale Herausforderung an, der die gegenwärtigen pluralen, multikulturellen Gesellschaften begegnen müssen.

Multikulturalität wird ganz unterschiedlich konzeptualisiert. Stuart Hall (2000) unterscheidet zwischen dem Adjektiv „multikulturell“, das eine Gesellschaft, in der verschiedene kulturelle Gemeinden existieren, beschreibt und dem Substantiv „Multikulturalismus“, das die Strategien und die Politik beschreibt, mit denen die Probleme bewältigt werden, die eine multikulturelle Gesellschaft aufwirft. Er unterscheidet fünf Typen von Multikulturalismus: *liberal multiculturalism* will verschiedene kulturelle Gruppen in die Idee des universellen individuellen Bürgertums integrieren, was bedeutet, dass die kulturellen Partikularitäten nur im Privaten gelebt werden können; *pluralist multiculturalism* basiert auf kultureller Differenz und lässt unterschiedliche kulturelle Gruppen innerhalb der politischen Ordnung gelten; *commercial multiculturalism* geht davon aus, dass kulturelle Differenz am Markt realisiert wird, und vertraut darauf, dass der private Konsum alle Probleme, die aus der Differenz entstehen, löst; *corporate multiculturalism* bedeutet Management kultureller Differenz im Interesse von Effizienz- und Profitsteigerung; und *critical or revolutionary multiculturalism* schließlich findet Stuart Halls Sympathie: Es geht um Macht und Unterdrückung und deren Überwindung durch „Widerstand und Aufruhr“. In diesem Band geht es weniger um die Entwicklung gesellschaftlicher Gegenentwürfe als vielmehr um die möglichst realitätsnahe Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher Formen des Umgangs mit Multikulturalität.

Charles Taylors (1997) Entwurf der multikulturellen Gesellschaft, der den Diskurs um Multikulturalismus erheblich mitbestimmte, steht den vorher skizzierten Absichten Clifford Geertz' ziemlich nahe. Taylor versucht das „Prinzip universeller Gleichheit“ mit dem „Prinzip der Anerkennung kultureller Unterschiede“ zu vereinbaren. Dabei ist er gegen die Angleichung besonderer kultureller Identitäten an *eine* Mehrheitsidentität, wie sie in vielen Gesellschaften unter dem Vorwand der Gleichheit von Bürgerrechten vorgenommen werde. Er fordert vielmehr eine „Politik der Differenz“, die die unterschiedlichen Identitäten und kulturellen Besonderheiten anerkennt. Eine Politik der Indifferenz

gegenüber kulturellen Partikularitäten sei inhuman und auf subtile Weise diskriminierend. Multikulturalismus verlange als erstes, allen Kulturen (ausgenommen Kulturen mit rassistischen Tendenzen) denselben Respekt entgegenzubringen. Die Frage ist jedoch, ob das Multikulturalismus-Modell, das sich an der nordamerikanischen Situation herausgebildet hat, auf die europäische Situation anwendbar ist. Zudem scheint Taylors Ansatz doch eher dem alten Bild der „noch nicht zerstückelten Welt“ zu entsprechen, da er verschiedene kulturelle Entitäten ausmacht, die in einer Gesellschaft koexistieren und die dem Individuum die Möglichkeit geben, sich einer Kultur zuzurechnen (bzw. qua Geburt sowieso einer Kultur zuzugehören) und sich mit ihr identisch zu fühlen. In einer „Welt in Stücken“ ist jedoch gerade die Möglichkeit einer selbstverständlichen kulturellen Identität in Frage gestellt. Kultur ist, wie Geertz feststellt, kein Konsens mehr und eine singuläre Bezugnahme auf eine (wie auch immer geartete) Kultur hilft dem Individuum nicht weiter. Statt von tradierten kulturellen Einheiten auszugehen, die es irgendwie geschafft haben, auch in der globalisierten Welt fortzubestehen (vielleicht in neuer Lokalität und mit einem neuen, limitierten Geltungsbereich), müssen die Kulturwissenschaften von der Wahrscheinlichkeit ausgehen, dass diese Möglichkeit der selbstverständlichen Bezugnahme auf eine kulturelle Entität nicht mehr gegeben ist, was die Individuen gewissermaßen in tiefer Unsicherheit zurücklässt. Die Fragen, denen in diesem Band nachgegangen wird, lauten daher: Wie geht in einer „zerstückelten Welt“ die Herausbildung eines politischen, sozialen oder kulturellen Selbst vor sich? Wie funktioniert Ethnizität? Und wie werden solche Prozesse in den Wissenschaften erklärt?

Dazu muss das Vokabular geändert werden und ein neues Verständnis von Begriffen wie „Tradition“, „Identität“, „Werte“, „Kultur“ geschaffen werden. Außerdem darf die „Politik der ethnischen Identitäten“ nicht mehr als finsterner Abgrund gesehen werden, sondern muss als Realität zur Kenntnis genommen werden. Ethnizität wurde in den Sozialwissenschaften lange als archaisches (oder falsches) Bewusstsein gesehen, das im modernen Nationalstaat (oder in der klassenlosen Gesellschaft) ganz von selbst verschwinden würde. Diese Annahme hat sich als falsch herausgestellt: Die Welt hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht enttribalisiert, vielmehr ist überall der Hang zu einer Retribalisierung zu beobachten. Dem Wissen der Kulturanthropologie über die diversen kulturellen Inhalte ethnischer Identitäten – seien es Religion, Geschichtsbewusstsein oder Gebräuche, die bestimmten Gruppen zugeschrieben bzw. von diesen vertreten werden – kommt hierbei besondere Bedeutung zu. Das Bedürfnis nach Wir-Gefühl und Gruppensolidarität, das in westlichen, individualistischen Gesellschaften kaum gesehen bzw. als rückschrittlich abgelehnt wird, muss aus einer emischen Perspektive nachvollziehbar gemacht werden (Maybury-Lewis 1996).

Diese emische Analyse zu leisten ist sicherlich das wichtigste Anliegen vieler der vorliegenden Beiträge.

Bei der Ausgestaltung dieser Wir-Bedürfnisse spielt Kultur eine zentrale Rolle. Wenn Kultur im Kontext der multikulturellen Gesellschaft konzeptualisiert wird, sind nach Parekh (2000: 336–338) drei Aspekte wichtig. (1) Menschen sind kulturell geformte Wesen, die in einer kulturell strukturierten Welt aufwachsen, die ihr Leben und ihren Sinn gemäß diesen Strukturen gestalten, die ihre kulturelle Identität für wertvoll erachten und die die Welt immer aus einer spezifischen Perspektive betrachten. Diese kulturellen Prägungen können sich je nach situativen und personalen Umständen ändern. (2) Kulturen sind unterschiedlich und in jeder Kultur sind die Möglichkeiten menschlicher Existenz nur begrenzt realisierbar. Deshalb brauchen sich Kulturen gegenseitig, um den eigenen intellektuellen und moralischen Horizont zu erweitern und um sich gegen die Totalisierung der eigenen Lebensform zu schützen. Der notwendige interkulturelle Dialog basiert auf gegenseitigem Respekt. (3) Kulturen sind heterogen und offen, sie bestehen aus verschiedenen Traditionen. Das bedeutet nicht, dass es keine innere Kohärenz und Identität gibt, aber die Identität ist plural und fluide. Kultur wächst aus der bewussten und unbewussten Interaktion miteinander und ihre Identität ergibt sich aus der Auseinandersetzung mit dem signifikant Anderen. Eine Kultur formt sich teils aus sich selbst und teils durch den Austausch mit anderen Kulturen.

Die größte Herausforderung in einer multikulturellen Gesellschaft besteht darin, den sich gegenseitig ausschließenden Bedürfnissen nach Identifikation mit einer Wir-Gruppe bzw. nach einer eigenen kulturellen Identität einerseits und nach vollständiger Teilhabe an den gesellschaftlichen Möglichkeiten andererseits eine Realisierungschance zu ermöglichen. Es ist dies, wie Parekh (2000) feststellt, eine sehr große Herausforderung und auf akzeptable Weise bisher noch nirgendwo realisiert worden. In allen Gesellschaften bemühen sich jedoch zahlreiche Kräfte, mit ihr bestmöglich fertig zu werden. Dabei ist Neuland zu betreten, auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Bourdieu (1995) und Lepenies (1996) haben eindringlich vor den Folgen des westlichen Wissenschaftszentrismus gewarnt und gefordert, diese Gefahr durch wissenschaftliche Selbstreflexion zu minimieren. Das gilt besonders für die Konzeptualisierung von (wie auch für den anwendungsorientierten Umgang mit) kultureller Differenz. Die kultur-kritische Reflexion der eigenen Epistemologien muss als Selbstverständlichkeit gesehen werden.

Wegen der Gefahr, auszugrenzen und zu diskriminieren, wird von wissenschaftlicher Seite häufig vermieden, von „kultureller Differenz“ zu sprechen. In dieser Angst vor der Thematisierung kultureller Differenz (Schiffauer 1996) kommt ein grundlegender Mangel im Verständnis fremder Kulturen zum Ausdruck, denn diese Angst bestünde nicht, wenn (1) kulturellrelativistisch gedacht

würde und andere Kulturen grundsätzlich als der eigenen Kultur gleichwertig gesehen würden und wenn (2) ein konstruktivistischer Kulturbegriff zu Grunde gelegt würde. Im öffentlichen Diskurs um kulturelle Differenz besteht jedoch die Gefahr, dass andere Kulturen tatsächlich als minderwertig gesehen werden. Die Gefahr, dass wissenschaftliche Ergebnisse zur Unterstützung rassistischer und fundamentalistischer Entwürfe missbraucht werden, besteht natürlich (Stolcke 1995). Ethnozentrische Neigungen sind nicht nur sehr verbreitet, sondern es besteht darüber hinaus die begründete Annahme, dass sich ethnozentrische Haltungen mit der Zunahme interkultureller Kontakte nicht etwa abschwächen, sondern tatsächlich verstärken, wie Forschungen zum Jugendaustausch nahe legen (Thomas 1985). Zum anderen muss leider festgestellt werden, dass Kultur auch von manchen Wissenschaftlern essenzialisiert und die Tatsache der Künstlichkeit bzw. Zufälligkeit kultureller Erscheinungsformen ignoriert wird.

Ein weiteres Problem, das nicht ignoriert werden darf, besteht darin, dass kulturelle Differenz im Kontext der multikulturellen Gesellschaft in der Regel zusammen mit Machtungleichheit auftritt, insbesondere als Ungleichheit zwischen den Angehörigen der Mehrheits- und der Minderheitskultur (Heitmeyer 1996). Angehörige der Mehrheitskultur können zumeist das Ausmaß nicht nachvollziehen, zu dem sich Angehörige von Minderheiten aufgrund bestimmter (zugeschriebener) Merkmale diskriminiert fühlen. Zwar sind Mehrheitsangehörigen an der Erzeugung der gesellschaftlichen Stigmatisierungsprozesse, die bestimmte Individuen als „kulturfremd“ erscheinen lassen, mitbeteiligt, aber sie können die Gefühle des Diskriminiertseins nicht nachvollziehen. Die Reduktion auf das „ausländische“ Aussehen oder die Verwehrung von gesellschaftlichen Gratifikationen (z. B. die Schwierigkeit, einen deutschen Pass zu erlangen) sind Beispiele solcher Stigmatisierungen. Als Folge separieren sich die Minderheitsangehörigen von der Mehrheit und ihr Bedürfnis, sich ihrer kulturellen Gruppe zuzurechnen, wird größer – eine Entwicklung, die bei Angehörigen der Mehrheit oft nur verständnisloses Kopfschütteln hervorruft.

Das Thema Zuwanderung und Integration ist im öffentlichen Diskurs ständig präsent, wie der Blick in die Tagespresse an jedem beliebigen Tag zeigt. Die Probleme sind vielfältig und stellen eine fundamentale Herausforderung für die (westlichen) Zuwanderungsgesellschaften dar. Die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften sind natürlich dazu aufgefordert, hierzu einen Beitrag zu leisten. Rückblickend ist allerdings festzustellen, dass sich die Ethnologen und Kulturwissenschaftler – zumindest im deutschen Sprachraum – bisher viel zu wenig dieser Herausforderung gestellt haben. Dieses Defizit auszugleichen war einer der Gründe, die Tagung durchzuführen und dieses Buch zusammenzustellen. Die Autoren beschäftigen sich zwar aus sehr unterschiedlichen Perspektiven mit den genannten Herausforderungen, aber in zwei Punkten gehen sie ähnlich vor: Erstens streben sie alle Aussagen auf einer mittleren Abstraktionsebene an,

Aussagen, die sowohl theoretisch fundiert sind bzw. auf eine Erweiterung theoretischer Kenntnisse abzielen als auch praxisrelevant sind und somit einen Beitrag zur Lösung der vielfältigen gesellschaftlichen und individuellen Probleme darstellen. Zweitens gehen alle Autoren von der Grundidee aus, dass Kultur in Migrationskontexten eine wesentliche Rolle spielt bei der Herstellung emotionaler und kognitiver Stabilität der Zuwanderer, sei es im Sinne der Aufrechterhaltung (vermeintlicher) kultureller Traditionen, sei es im Sinne der Konstruktion einer gemeinsamen Kultur aus den Lebenszusammenhängen und Alltagsbedürfnissen von Minderheitsangehörigen. Im Fokus auf die kulturellen Aspekte einer Zuwanderungsgesellschaft und auf die emische Erhellung der Bedeutung kultureller Konstrukte liegt die besondere Stärke der kulturwissenschaftlichen Zugänge, um die es in den Beiträgen dieses Bandes geht.

Literatur

- Ackermann, Andreas 1997: Ethnologische Migrationsforschung: Ein Überblick. In: *kea* 10: 1–28.
- Appadurai, Arjun 1996: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis, London.
- Bade, Klaus J. 2000: *Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München.
- Bourdieu, Pierre 1995: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg, M. Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt am Main, 365–374.
- Elias, Norbert, John L. Scotson 1990. *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Enzensberger, Hans Magnus 1994: *Die große Wanderung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fassmann, Heinz, Rainer Münz (Hg.) 1996: *Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends, politische Reaktionen*. Frankfurt am Main.
- Geertz, Clifford 1996: *Welt in Stücken: Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien: Passagen Verlag.
- Hall, Stuart 2000: Conclusion: the Multi-cultural Question. In: Barnor Hesse (Hg.), *Un/Settled Multiculturalisms: Diasporas, Entanglements, 'Transruptions'*. London, New York: Zed Books, 209–241.
- Heitmeyer, Wilhelm 1996: Ethnisch-kulturelle Konfliktodynamiken in gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen. In: Wilhelm Heitmeyer, Rainer Dollase (Hg.), *Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt*. Frankfurt am Main, 31–63.

- Lepenies, Wolf 1996: Das Ende der Überheblichkeit. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 1/96: 114–117.
- Maybury-Lewis, Davis 1996: Living with Ethnicity: The Need for a New Paradigm. In: Lourdes Arizpe (Hg.), *The Cultural Dimensions of Global Change. An Anthropological Approach*. UNESCO Publishing, 77–88.
- Moosmüller, Alois 2000: Die Schwierigkeit mit dem Kulturbegriff in der interkulturellen Kommunikation. In: Rainer Alsheimer, Alois Moosmüller, Klaus Roth (Hg.), *Lokale Kulturen in einer globalisierten Welt*. Münster: Waxmann, 15–31.
- Ostry, Sylvia 1997: Technological Change and International Economic Institutions. In: Satya Dev Gupta (Hg.), *The Political Economy of Globalization*. Boston u. a., 237–267.
- Parekh, Bhikhu 2000: *Rethinking Multiculturalism. Cultural Diversity and Political Theory*. Cambridge, MA: Harvard UP.
- Park, Robert E. 1974: Human Migration and the Marginal Man. In: Ders.: *The Collected Papers*, Bd. 1. New York, 345–356.
- Roth, Klaus 2000: Zu einer Politik der ‚interethnischen Koexistenz‘: Kann Europa von den historischen Vielvölkerstaaten lernen? In: *Südosteuropa-Mitteilungen* 40: 3–21.
- Schiffauer, Werner 1996: Die Angst vor der Differenz. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 92: 20–31.
- Shore, Bradd 1996: *Culture in Mind. Cognition, Culture, and the Problem of Meaning*. New York, Oxford: Oxford UP.
- Stolcke, Verena 1995: Talking Culture. New Boundaries, New Rhetorics of Exclusion in Europe. In: *Current Anthropology* 36: 1–24.
- Taylor, Charles 1997: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main.
- Thomas, Alexander (Hg.) 1985: *Interkultureller Austausch als interkulturelles Handeln. Theoretische Grundlagen der Austauschforschung*. Saarbrücken.